Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 3. **Montag** den 2. Januar 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. Januar.

In seinem „Götz von Berlichingen" läßt Goethe den Kaiser Maximilian den ihn um Schutz bittenden Nürnberger Kaufleuten antworten:

„Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmachen, und wenn Händel vorhanden sind, daran kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, so daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen."

Auf diese Worte sollte Fürst Hohenlohe oder der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums hinweisen, wenn im preußischen Abgeordnetenhause „deutsch-freisinnige" Redner, die im Reichstage bei jeder zur Verstärkung unserer Wehrkraft erhobenen Forderung über die Unerträglichkeit der Militärlast klagen, über die angeblich durch die **Ausweisungen im nördlichen Schleswig** dem deutschen Handel mit Dänemark zugefügten Schädigungen jammern. Es ließe sich an diese Worte ein überaus lehrreicher Vergleich zwischen der Reichsmisère zur Zeit Kaiser Maximilian's und den heutigen Zuständen und ein nicht minder lehrreicher zwischen den „Nürnberger Pfeffersäcken" und den Gesinnungsgenossen des Herrn Eugen Richter knüpfen. Vielleicht fände sich im „Götz" auch eine Stelle, auf welche der Berliner Stadtverordnete Leopold Jacobi und der Reichstagsabgeordnete Karl Biell zu Brandenburg wegen ihres an die „dänische Kundschaft" gerichteten und von uns in unserer Sonntagsausgabe mitgetheilten Bettelbriefes verwiesen werden könnten, in welchem diese Kundschaft ersucht wird, „dahin wirken zu wollen, daß das dänische Volk seine Mißstimmung gegen die preußische Regierung nicht auf das deutsche Volk überträgt." Die Gerechtigkeit fordert aber auch, vom Regierungstische aus hervorzuheben, daß es nur eine verschwindende Minderheit der deutschen Kaufleute und ihrer politischen Gesinnungsgenossen ist, die der Regierung zumuthet, keine andere Politik zu treiben, als eine, die sich geschäftlich bezahlt macht, und es kann die Wirkung eines Citats aus dem „Götz" nur verstärken, wenn im Anschluß daran darauf hingewiesen wird, wie die Hamburger Handelskammer in ihrem soeben erschienenen Jahresberichte über die Ausweisungen sich äußert:

„Die Handelsbeziehungen zu Dänemark sind neuerdings bedauerlicher Weise durch die in diesem Lande wegen der Ausweisungen einiger Dänen aus Nordschleswig geschürte Erbitterung einigermaßen getrübt worden. Schon die Thatsache, daß zahlreiche Dänen in Deutschland eine gern gewährte Gastfreundschaft fortgesetzt genießen, muß für jeden ruhig Urtheilenden den Beweis liefern, daß es sich bei dieser Maßregel nicht um eine Feindseligkeit gegen die Dänen als solche, sondern nur um die Abwehr politischer Treibereien handelt. Wir hegen zu dem gesunden Sinne des dänischen Volkes die Zuversicht, daß es die Bedeutung der Vorfälle nicht überschätzen und daß bald wieder eine völlige Beruhigung eintreten wird."

Und wenn dann die geistigen Nachkommen der „Nürnberger Pfeffersäcke" noch nicht „befriedigt" sind, so wird ihnen aus dänischen Blättern nachgewiesen werden können, daß außer einigen dänischen Speculanten, die mit ihrem „Abbruch der Geschäftsverbindungen" mit Deutschland Reclame bei den dänischen Heißspornen zu machen suchen, dort kein Mensch verkennt, daß die Dänen in Deutschland außerhalb Nordschleswigs, namentlich aber in der Reichshauptstadt, wo sie keinen Schaden anrichten können, sich nicht im Geringsten über schlechte Aufnahme und Behandlung zu klagen haben. So veröffentlicht das sonst so fanatische Blatt „Heimdal" einen von ihm in seiner Gesammtheit mit Anerkennung begrüßten Brief eines dänisch gesinnten jungen Nordschleswigers, Mitgliedes des dänisch-irredentistischen „Südjütischen Vereins" in London, worin es nach heftigen Angriffen auf die nordschleswigsche Politik der preußischen Regierung andererseits doch in wörtlicher Uebersetzung wie folgt heißt:

„Ich will nicht einseitig auf die Sache sehen. Kommen wir nach der Reichshauptstadt, so ist keine Rede davon, daß die Dänen verfolgt werden. Im Gegentheil, ich weiß, daß ihnen dort so viel Entgegenkommen, Gastfreiheit und sogar Opferwilligkeit erwiesen ist, daß es in hohem Grade anzuerkennen und zu bewundern war. Jedes Jahr kommen junge dänische Handwerker in großer Zahl nach Deutschland, und ich glaube, daß sie durchgehends viel lernen können und sich auch wohl und zufrieden dort fühlen. Deutschland ist sicherlich ein vorwärtsstrebendes Land, und ich habe oft die Tüchtigkeit und Energie bewundern müssen, die in dem Volke wohnt."

Es ist ja überaus beschämend, wenn im preußischen Abgeordnetenhause „deutsch-freisinnige" Volksvertretern nachgewiesen werden muß, daß sie nicht nur an Einsicht hinter der großen Mehrzahl der Dänen, sondern auch an patriotischer Gesinnung hinter den sprüchwörtlich gewordenen „Nürnberger Pfeffersäcken", die wenigstens auf sehr fühlbare Schädigungen sich berufen konnten, zurückstehen. Aber was kann die Regierung und was können die übrigen Deutschen dafür, daß es noch heute „solche Käuze" giebt?

Die Duldung, die **Friedrich der Große** gegenüber den **Jesuiten** in Schlesien bewiesen hat, wird von der „Germania" in gewissem Sinne gegen den jetzt regierenden Nachkommen des alten Fritz ausgespielt. Da ist es wohl angezeigt, auf die Quelle jener Duldung mit einem kurzen Worte hinzuweisen. Der Biograph Friedrich's des Großen, Reinhold Koser, schreibt auf Seite 413 des ersten Bandes seines Werkes (Stuttgart, Cotta 1893) Folgendes: „In der Instruction für (Minister) Massow (vom Jahre 1753) und in dem das Jahr zuvor entstandenen Testamente hat der König die Summe der bisherigen Erfahrungen seiner schlesischen Kirchenpolitik gezogen. Alles in Allem glaubte er auf die Katholiken nicht stark rechnen zu dürfen; doch giebt es Ausnahmen. Durchaus unterscheiden will er die Pfarrer und die Mönche: der Pfarrer sei ruhig, friedfertig und kümmere sich ganz und gar nicht um Oesterreich; Alles, was Mönch heiße, habe noch eine geheime Anhänglichkeit an den Wiener Hof. Besonders gelten ihm die Jesuiten als Fanatiker für das Haus Oesterreich: „unter allen Mönchen die gefährlichste Art." Sie zu bekämpfen und Altar gegen Altar zu stellen, habe er zur Erziehung der adligen Jugend Schlesiens gelehrte Jesuiten aus Frankreich kommen lassen." Hieraus erhellt, daß der Ausgangspunct für die Duldung der Jesuiten in Schlesien durch Friedrich den Großen die Absicht war, durch französische Jesuiten die österreichisch gesinnten Jesuiten, „unter allen Mönchen die gefährlichste Art", zu bekämpfen. Im Uebrigen hat das berühmte Wort, das, um mit Koser zu sprechen, über der Eingangspforte der Friedericianischen Kirchenpolitik steht, auch für die Jesuiten in Schlesien Geltung gehabt, jenes Wort, das gleichmäßig gegen staatlichen Gewissenszwang wie gegen geistlichen Bekehrungseifer Schutz verhieß: „Die Religionen müssen alle toleriret werden und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden." — Da heut zu Tage der Jesuitenorden dem Protestantismus nach Kräften Abbruch zu thun bestrebt ist, so würde Friedrich der Große den „Fiscal" heute wohl ebenso angehalten haben, den Jesuitenorden auf dem Wege der Gesetzgebung daran zu verhindern, wie auf Befürwortung des Fürsten Bismarck Kaiser Wilhelm I. es gethan hat.

Die **Arbeiterglashütte von Albi**, dieses Schmerzenskind der französischen „Genossen", erwies sich von Anfang an als eine „Gründung" im bösartigsten Sinne des Wortes. Ihre parteigenössischen Leiter sorgten so verschwenderisch für sich selbst, daß für das Arbeiterunternehmen nichts übrig blieb als die nackteste Misère. Und dabei befand sich das Etablissement von Anfang an in einer vor den Geschäftsbetrieben des „infamen capitalistischen Ausbeuterthums" weitaus bevorzugten Lage. Denn während der bürgerliche Unternehmer lediglich auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen ist und zusehen muß, wie weit er damit kommt, wurde zu Gunsten der Arbeiterglashütte von Albi ein ganzer Apparat von Unterstützungen in Thätigkeit gesetzt. Begründet im Subscriptionswege, mit Hilfe von privaten Zuwendungen — ein einziges Geschenk erreichte für sich allein schon den Betrag von 100 000 Frcs. —, brauchte die Arbeiterglashütte von Albi weder um Zinsenzahlung noch um Capitalsamortisationen zu sorgen. Ebenso blieb ihr alle Bemühung um Erlangung eines Kundenkreises erspart, da ein Parteiukas sämmtliche Concurrenzetablissements mit dem Boycott belegte und, unbekümmert um das Loos der in den boycottirten Hütten beschäftigten Arbeiter, den Genossen strengsten Befehl ertheilte, nur Glaswaare aus der Arbeiterhütte von Albi in Gebrauch zu nehmen, sowie alle Budiken zu meiden, deren Inhaber an den Flaschen und Gläsern ein anderes Fabrikzeichen führten als das des Idealgeschäftes von Albi. Indessen waren alle diese und ähnliche Kniffe unvermögend, das Unternehmen aus dem Sumpf zu ziehen, in welchen es die „Genialität" der zu seiner Verwaltung bestellten Genossen hineinbugsirt hatte. Deshalb machte man schon vor Längerer Zeit den Versuch, die Gründung auf allgemeine Unkosten durch Inanspruchnahme des Gemeindesäckels über Wasser zu halten. Das erste Mal vergebens, da die Regierung den von der socialdemokratischen Gemeinderathsmehrheit von Albi für die Glashütte bewilligten Zuschuß aus städtischen Mitteln in Höhe von 25 000 Francs einfach strich. Inzwischen aber wurde der socialdemokratische Maire von Albi in die Kammer gewählt, und einem socialdemokratischen Deputirten etwas abzuschlagen, geht anscheinend über die Kräfte des heutigen französischen Cabinets. Am 25. November hatte der Gemeinderath von Albi zu Gunsten der Glashütte aufs Neue eine Subvention, diesmal „nur" 12 000 Frcs., bewilligt, und soeben hat der Minister des Innern dieser Maßregel seine Genehmigung ertheilt. In den socialdemokratischen Parteiführerkreisen herrscht ob dieses Entgegenkommens der Regierung eitel Freude und Wohlgefallen, in den Kreisen der arbeitenden Genossen, namentlich derer von Carmaux dagegen, welche sich durch diese von Parteiwegen betriebene unlautere Concurrenz in ihren Lohnverhältnissen bedroht sehen, Aerger und Ingrimm. Die letzteren haben eine Protestversammlung abgehalten, welche sich in den schärfsten Worten gegen das unqualificirbare Vorgehen in Sachen Albis wendet. Aber die in der Parteiführung sitzenden Gründer „pfeifen" auf das Interesse der Arbeiter, wenn es mit ihrem eigenen Geldbeutel collidirt, und die Theilnehmer an dem Proteste von Carmaux werden von Glück sagen können, wenn sie wegen ihres rollenwidrigen Seitensprunges mit einem Verweise davonkommen.

Die „reine" **norwegische Kriegsflagge** ist in Sicht! Nach Beendigung der Storthingsferien werden sich die Radicalen voraussichtlich mit einigen der Unionsstreitfragen beschäftigen und namentlich Stellung zur Kriegsflagge nehmen. Die „reine" Flagge ist zwar ins Trockene gebracht, aber bei dieser handelt es sich nur um die Handels- und Landesflagge, wogegen die norwegische Kriegsflagge fortfahrend das Unionsabzeichen, das in der „reinen" Flagge fehlt, behält. Die Kriegsflagge ist eine Unionsflagge; dies steht ausdrücklich in der Verfassung, und infolgedessen müßte erst eine Verfassungsänderung vorgenommen werden, was jetzt indessen für die radicale Storthingsmehrheit nicht die mindesten Schwierigkeiten macht, da sie ja die dazu erforderliche Zweidrittelmehrheit besitzt. Die Radicalen machen gern ihre Sache gründlich, und so wollen sie denn auch eine „reine" Kriegsflagge haben, wozu die einleitenden Schritte bereits vom vorigen Storthing gethan wurden, indem dieses einen Antrag auf Veränderung der die Kriegsflagge betreffenden Verfassungsbestimmung annahm, ein Antrag, der seitdem „ruht", wie die Bezeichnung lautet. Die eigentliche Beschlußfassung darüber kommt dem gegenwärtigen, aus den Wahlen von 1897 hervorgegangenen Storthing zu, und dieses wird sich innerhalb der nächsten Monate mit der Sache zu beschäftigen haben, wobei die Annahme mit einer Zweidrittelmehrheit erfolgen muß. Hierbei handelt es sich aber zunächst erst um Streichung der Verfassungsbestimmung über die Kriegsflagge. Die Veränderung der Flagge selbst würde dann von drei aufeinanderfolgenden Storthings mit einfacher Mehrheit beschlossen werden können, gerade so wie das bei der Handelsflagge geschah. Augenscheinlich ist man noch in Zweifel darüber, ob man nicht besser thut, die Aenderung der Kriegsflagge zu vertagen, um sie gemeinsam mit der ganzen Unionsfrage — das Consulatswesen und den eigenen Minister des Aeußern für Norwegen umfassend — zur Entscheidung zu bringen. Wann aber dies geschehen soll, darüber herrscht gleichfalls große Uneinigkeit. Ein Theil der Linken-Presse empfiehlt zunächst die Durchführung der Consulatssache allein, wogegen ein anderer Theil die Unionsfrage in der Gesammtheit aufnehmen, aber damit noch warten will, bis sich eine sichere Durchführung voraussehen läßt. Hiergegen wieder wendet der erstere Theil ein, daß etwas geschehen müsse, damit die Wähler in ihrem Eifer für die Unionssache nicht ermüden. Die Auffassungen gehen somit sehr auseinander, und vorläufig weiß denn auch Niemand, was die Radicalen im Schilde führen. Indessen dürfte schon die nächste Zeit erkennen lassen, ob die „Action" beginnen soll oder nicht.

Die während des spanisch-amerikanischen Krieges plötzlich entstandene englisch-amerikanische Freundschaft dürfte noch manche Klippe zu umsegeln haben. Die **Nicaragua-Frage** ist schon eine solche. Die letzten Washingtoner Nachrichten lassen darauf schließen, daß zwischen den beiden Staaten bis jetzt noch nicht einmal Unterhandlungen zur endgiltigen Regelung der den Bau und die Controle des Wasserweges durch Nicaragua betr. Angelegenheit stattfinden. Daß der 1850 zwischen dem damaligen Staatssecretair Clayton und dem britischen Minister Sir Henry Lytton Bulwer abgeschlossene Vertrag den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr entspreche, wird auch in diploma-

Feuilleton.

Onkel Wilhelm's Gäste.

1] Roman von A. von der Elbe.

Nachdruck verboten.

1. Capitel.

Ein hell schimmernder Frosttag überglänzte die Großstadt. Der Schnee, der auf den Kanten und Verzierungen der Gebäude lag, setzte allen Formen verschönernde Lichter auf. Wie mit leichtem, weißem Laube bekleidet, haben sich die Aeste der Bäume wundervoll glitzernd vom tiefblauen Himmel ab. Die Straßen waren glatt und eben von festgefrorenem und festgetretenem Schnee.

Auf dem Friedrichswalle ging ein junges Mädchen entlang. Sie war mittelgroß und sehr beweglich. Ihr mit Pelz besetztes Sammetcostüm saß tadellos, und sie würde sehr elegant ausgesehen haben, wenn sie nicht in der einen Hand ein Paar klappernde Schlittschuhe und in der anderen einen kleinen Muff geschwenkt und dazu „Freut Euch des Lebens" leise vor sich hin getrillert hätte. Dies harmlose Thun hatte etwas ländlich Unbekümmertes und nichts von der auf Draht gezogenen Wohldressiertheit, die eine Großstädterin auszeichnen soll.

Zwei junge Männer kamen in einiger Entfernung desselben Weges. Ein Officier und ein geschniegelter Civilist. Ein großer, getigerter Rennommirhund trottete neben den Herren her, beschnüffelte jeden Baum und sah stolz gehobenen Hauptes nach Hundebekanntschaften aus.

„Alle Wetter, Wendelstein", sagte plötzlich der junge Officier, „ich glaube, da vor uns geht meine Schwester. Begreife nicht, daß Tante Majorin, bei der sie hier ist, sie so allein aufs Eis ziehen läßt."

„Würde mich fabelhaft interessiren, das Cousinchen kennen zu lernen", näselte der Referendar von Wendelstein.

Die Herren beschleunigten ihre Schritte und hatten das junge Mädchen fast eingeholt, als der Hund schnuppernd die Nase hob und plötzlich, einen bekannten Duft spürend, vorstürzte und an der Schwester seines Herrn emporsprang.

Die junge Vergnügliche schwankte und fiel, nach kurzem Bemühen, sich zu halten, der Länge nach hin. Die Schlittschuhe flogen nach rechts und der kleine Muff glitt nach links weit hinaus.

Der Lieutenant eilte hin und half seiner Schwester, die flink in die Höhe kam und sehr roth und erschrocken aussah, wieder auf. Während er forschte, ob sie sich auch weh gethan habe, schlug sie sich leise verneinend den Schnee von dem grünen Sammet ihres Kleides und warf einen ängstlichen Blick nach dem Referendar zurück, der in bescheidener Entfernung, die Hacken zusammenschlagend, durch zierliche Stellungen die Aufmerksamkeit der jungen Schönen für sich zu gewinnen trachtete.

Der Bruder schalt und zauste den Hund und fand kaum Zeit, eine zaghaft geflüsterte Frage des Mädchens: „Sag' 'mal, Kurt, wie fiel ich — war's — war's nett — war's anständig?" zu beantworten.

„Na, ob! . . ."

Die Kleine schien getröstet. Sie konnte jetzt nicht umhin, den Elegant zu beachten, der heranstänzelnd den Hut lüftete und ihrem Bruder zuraunte: „Lieber Rustefeld, bitte — sehr, mich endlich vorzustellen."

Der Lieutenant gab seinem auf dem Bauche liegenden und mit leise klopfenden Schwanz um Gnade flehenden Siegfried noch einen kleinen Puff und willfahrte dann der Bitte des Referendars, der es außerhalb aller Grenzen der Möglichkeit hielt, ein Wort an die junge Dame zu richten, ehe die Namensnennung in bester Form stattgefunden hatte.

„Liebe Nella, Referendar von Wendelstein, ein entfernter Vetter von uns, eben hierher versetzt."

„Ach, Sie heißen ja wie unser Gut und Mama hieß auch so."

„Ist mir eine besondere Ehre, meine Gnädigste."

Kurt von Rustefeld hatte seiner Schwester Muff und Schlittschuhe, dann sagte er: „Habe Wendelstein schon früher gekannt, Nella. War mir aber thatsächlich eben 'n riesiges Vergnügen, Vetter, Sie im Café zu treffen. Habe viel Familiensinn. Nu sag' aber 'mal, Kind, wie kommst Du denn allein hierher und wo willst Du hin?"

„Natürlich aufs Eis. Kommst Du mit? Kannst immer Schlittschuhe leihen. Tante Selbach und Valeska sind schon da, die Schwälbchen müssen lernen, und ich hatte ja auch noch die gräuliche Stunde."

„Das gnädige Fräulein malen oder musiciren?"

„I bewahre, ich habe nicht die Spur von Talent, zu gar nichts, das ist ganz hoffnungslos. Tante meint aber, da ich doch zu meiner Ausbildung hier bei ihr sei, ich soll irgend etwas, das aussieht wie Kunst, treiben, und da muß ich denn Holz brennen." Ein lustiger Blick ihrer braunen Augen flog zu ihm auf.

„Holz brennen?" Der Ton des Referendars war vor Erstaunen fast einfältig.

„Ja, Sie denken wohl im Ofen oder unterm Herd, da könnt's noch was nützen? Nein, auf hübsche weiße Bretter, die mir so viel besser gefallen, werden allerlei braune Schnörkel gebrannt und das soll schön sein. Rieche ich nicht noch ganz brenzlich?"

„O bewahre, hier in der frischen Luft."

„Ich will auch die Stunde aufgeben. Ich möchte kochen lernen."

„Kochen? Die Gnädige scherzen."

„Nein, gar nicht, das könnte mir Spaß machen."

„Aber kochen — auf Schloß Wendelstein? Undenkbar!"

Sie hatten jetzt die weiten überlaufenen Wiesen erreicht. Das klare, leicht bläuliche Eis wimmelte von Schlittschuhläufern. Hier standen Buden mit heißen Getränken, Tische mit Schlittschuhen, die zu vermiethen waren, Eisfeger und Leute, die Schiebeschlitten bereit hielten. Außerdem belebten Spaziergänger, die zusahen oder Angehörige auf dem Eise wußten, die ganze Umgegend.

„Na, wo finden wir denn die Tante?" meinte Kurt, hielt seinen Siegfried im Halsbande und spähte rings umher.

Wendelstein klemmte sein Monocle ins Auge, das er so geschickt zu fangen wußte, wie etwa Siegfried einen Braden, und guckte auch beflissen aus, obgleich er nicht wußte, wie die Damen aussahen, die man suchte.

Nella hatte sich die Schlittschuhe anschnallen lassen und glitt jetzt, unbekümmert um die Herren, behend hinaus. Gefesselt von der Anmuth ihrer schlanken, jungen Gestalt, folgten ihr die Blicke des Referendars.

„Ah, da sind Sie ja!" rief Kurt und eilte auf zwei Damen zu, die am Ufer standen. Es waren eine untersetzte Frau, mit auffallend hoch geputztem Federhut, und ein blondes junges Mädchen von schlaffer Haltung.

Kurt grüßte. „Habe Nella getroffen, seht, da läuft sie schon ganz draußen. Willst Du denn nicht laufen, Valeska?"

„Ach, das liebe zarte Kind ist gleich so angegriffen, Du weißt das doch, Kurt? Jawohl. Sie erträgt solch' robuste Bewegung nicht lange", erwiderte die Tante, während das Töchterchen nur mit einem hilflosen Blick ihrer großen hellblauen Augen antwortete:

„Warte nur, Valeskachen, ich besorge Dir einen Schlitten."

„Bitte sehr, mich den Damen vorzustellen", näselte jetzt wieder der Referendar an Kurt's Seite. Es geschah, und während Frau von Selbach mit dem neuen Bekannten Artigkeiten tauschte, entführte Kurt die blonde Cousine im Schlitten weit hinaus.

Der Referendar hielt bei Frau von Selbach aus. Die frische kleine Nella interessirte ihn und er hoffte, daß sie bald wieder herankommen werde, um die Tante zu begrüßen. Ihr auf Schlittschuhen zu folgen, verschmähte er, da er kein sonderlich gewandter Läufer war. Nun trat er vorsichtig und mit möglichster Grazie von einem kalten Fuß auf den anderen und ließ die zungenfertige Dame reden, während er ziemlich zerstreut nur das Nöthigste erwiderte. Langsam pendelten sie auf und ab.

„Von Ihrer lieben Familie, Herr von Wendelstein", sagte die Frau Major mit großer Artigkeit, „habe ich schon manches Vögelchen singen hören. Jawohl. Meine Valeska hatte im vorigen Jahre Tanzstunden mit ein paar lieben jüngeren Geschwistern von Ihnen. Jawohl, so recht liebe Geschwisterchen. Meine Valeska hat da außerordentlich gefallen; jawohl, das können Sie glauben."

„Bezweifle nicht, meine Gnädigste."

„Eine Knospe, ein Rosenblättchen wurde das liebe Kind genannt. Jawohl. Solch zarte Schönheiten giebt es wenige im Ballsaale. Und wie sie singt, das reine Engelein, alle Welt findet das, jawohl. Aber sagen Sie doch 'mal, lieber Herr Referendar, nicht wahr, Sie haben eine große Familie? Viele liebe Geschwisterchen?"

„Außer mir nur noch acht", erwiderte er auf ihren fragenden Blick etwas mürrisch.

„Sehen Sie mal, neun, eine liebe lange Reihe. Jawohl. Und Ihr Herr Vater ist abgegangener Officier? Ach, mein lieber seliger Mann war es ja auch; jawohl, ein hoher Beruf, der Officierstand, sehr lieber, hoher Beruf. Aber das Abgehen zur Armeeverfügung oft nicht ganz erwünscht, ach jawohl! Ihr lieber Herr Vater noch recht rüstig?"

Die angenehme Antwort, ob der Vater von neun lebenden Kindern in mehr oder weniger rüstigem Zustande abgegangen sei, wurde dem Sohne erspart, da eben der Schlitten mit dem „lieben Rosenblättchen" zu ihnen herankam und das ganze Interesse der gesprächigen Mutter in Anspruch nahm.

Wendelstein wurde nun auch von dem Anblick der zarten Blondine gefesselt. Zwar lag sie etwas schlaff und zusammengesunken im Schiebstuhle, aber die herbe Frostluft hatte wundervolle Rosenfarben auf das feine Gesicht gezaubert, und die großen blauen Augen glänzten schmachtend. Er fand den Vergleich mit Rosenblatt nicht ganz unzutreffend, und hielt es an der Zeit, sich ihr angenehm zu machen.

Kurt lief, als er der Cousine aus dem Schlitten geholfen, zur Schwester hinüber, die munter in schönen Bogen und Schlangenlinien umherkreiste.

„Du", fragte sie, als sie ihm entgegenkam, „wer ist denn das eigentlich, der da?"

„Der Vater ist ein ferner Namensvetter unserer Mutter."